



Abend:

Zeitung.

49.

Montag, am 27. Februar 1843.

Dresden und Leipzig, in Commission der Arnoldischen Buchhandlung.

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Verantw. Redacteur: K. G. Th. Winkler (Th. Hell).

Wanderung durch das Wallis- und Chamounithal nach Genf.

(Fortsetzung.)

Als Zeichen frommer Anerkennung wünschte ich Saussure — ein Grab auf dem Gipfel seines Lieblingsberges, Montblanc, und einen, wo möglich, dauerhaften Obelisk darüber. Wurde ja doch, nach Hamels Relation, zwei Nordamerikanern, von ihren Führern, das Märchen aufgebunden, daß Napoleon zur Zeit des unter seiner Herrschaft bestandenen departement du Montblanc, auf dem Gipfel des Berges eine 12 Schuh hohe Pyramide habe errichten lassen, welche aber jetzt längst unter ewigem Schnee begraben läge. Jedenfalls verdankt dieser Riesenberg und das Thal zu seinen Füßen zunächst Saussuren seine classische Berühmtheit. Er hat dasselbe unzählige Male besucht; er hat schon nach seiner ersten Hinreise Preise für die bloße Bemühung, einen Weg nach dem Montblanc ausfindig zu machen, ausgesetzt; er hat bei diesen, den erhabensten Naturstudien gewidmeten Excursionen wiederholt sein kostbares Leben auf das Spiel gesetzt, namentlich bei der Erstigung des Riesenberges, der zweiten, die stattfand, bei dem 6tägigen Verweilen auf dem 10500 Fuß hohen Col du Géant, und auf dem Uebergange über denselben nach Cormajeur. Ueberdies hat — was nicht übersehen werden darf — allen seinen Wagnissen nie blinde, thörig frevelnde Neugier, sondern nur, sie vor Gott und Vernunft rechtfertigend, das reinste und erfolgreichste Streben im Dienste der Naturwissenschaften zu Grunde gelegen. Saussure

war aber, gemeinschaftlich mit seinem Freunde Bourrit nicht nur der eigentliche Begründer des europäischen Rufes des Thales Chamouni, sondern dadurch auch der Wohlthäter seiner, fast nur von den Fremden lebenden dürftigen Bewohner.

Bis zum Jahre 1765 bestand im Thale Chamouni noch kein ordentliches Wirthshaus, und die Reisenden mußten die Gastfreundschaft des dortigen Seelsorgers in Anspruch nehmen. Im Jahre 1780 aber, ein Jahr nach Herausgabe des berühmten Reiseswerkes Saussure's zählte der Hauptort Le Prieuré in der kurzen Sommersaison 800 — 1200 Fremde, und gegenwärtig wetteifert er seit langen Jahren, hinsichtlich der Eleganz seiner Hotels und des Zusammenflusses von Fremden und Notabilitäten aller Nationen mit den beliebtesten Puncten des Berner Oberlandes. Dieses, seit so langer Zeit sich immer gleichgebliebene Interesse, giebt ein sprechendes Zeugniß, daß denn doch der Sinn für das Erhabene dem schwachen Menschen eben so lebendig und unaustilgbar inwohne, wie jener für das Schöne, denn — trägt die Natur hier in ihrem Gigantengerippe ihre ganze Ungeheuerheit unverhüllter als anderswo in Europa, zur Schau, so hat sie dabei dem tausendfältigen Schönen, womit die benachbarte Schweiz — ohne deshalb die tiefsten Schauer des Erhabenen zu entbehren, unser Gemüth auf allen Seiten gefangen nimmt, fast gar nichts entgegenzustellen. Hier sind keine lächelnden Scen, keine darin abgespiegelten Alpenrasenberge, keine kristallhellen Wasserfälle, keine Fernsichten auf die

aus grauen Diefen herüberdämmernden Flachländer, die — wie manche Menschen und ihre Städte — sich vor dem Adlerblicke aus einsamer Höhe am Besten ausnehmen, ja selbst die Bauernhäuser und ihre Bewohner entbehren durchaus in ihrem Innern und Außern jenes Interesse, das uns der Schweizer Heimweh begreiflich macht. Ja, wir fühlen Letzteres wohl selbst, wenn wir nur kurze Zeit in der göttlichen Schweiz verweilten, und tiefes Heimweh nach dem Berner-Oberlande schwellte — selbst nach einem kurzen Besuche desselben — in der Entfernung davon unsere Brust. Eine solche Sehnsucht nach dem Thale Chamouni, ja nach Savoyen überhaupt, scheint mir dagegen beinahe einen Widerspruch mit allem natürlichen Gefühle in sich zu enthalten. Sey dieses Thal in seinem unteren Grunde streckenweise auch noch so geräumig, wohl cultivirt, ja, für die paar Sommermonate sogar wohnlich, — immer und überall ruht doch über ihm eine gewisse Unheimlichkeit, man kann dasselbe wegen seiner hohen Merkwürdigkeit wiederzusehen wünschen, man kann sich jedoch — ich wiederhole es — unmöglich mehr hinsehen, am Allerwenigsten aber ein Heimweh darnach empfinden, wenn man nicht etwa ein Hochsavoyarde oder — ein Murmelthier ist. Für den Geologen muß das Chamounithal allerdings vom höchsten Interesse seyn, was es dazu vorzugsweise eignet, ist es aber eben, was ihm für den bloß ästhetischen Naturfreund ein so höchst unheimliches Gepräge aufdrückt. Gleich ja doch der Geologe treffend dem Anatomen und Phrenologen, der, um den Bau des Menschengeripps zu studiren und allgemeine Belehrungen daraus zu ziehen, dessen innere Bestandtheile — dem Genuß- und Phantasie Menschen beinahe ein Grauel — in ihre kleinsten Einzelheiten durchwühlt. Ein solches Todtengerippe der Natur im colossalsten Maßstabe liegt aber hier vor dem Steinanatomem ausgebreitet, und unwillkürlich findet sich selbst der Laie zu Betrachtungen angeregt, welche in das Bereich dieses starrernfesten Zweiges der Naturwissenschaften gehören; er müßte überhaupt ganz zu denken aufhören, wenn er nicht über die Beschaffenheit und Entstehung dieser — fast wie der Allmacht und Unendlichkeit himmlisches Nachbild — vor ihm theils aufgethürmten, theils hingerollten Felsenmassen, von deren Colossalität — sich der Blick durchaus nicht abwenden kann, nachdenken wollte. Die beiden Felsenreihen, welche in Norden und Süden das Chamounithal einschließen, bestehen aus Urgebirge (Granit und Gneuß mit untermischten Nebenbestandtheilen), die beiden Gols am nordwestlichen und südwestlichen Aus-

gange aber aus Kalkstein- und Thonschieferschichten. Letztere Steingattungen scheinen überdies, da man Spuren von ihnen noch an vielen anderen Puncten des Thales antrifft, dasselbe in der Vorzeit in seiner ganzen Ausdehnung überkleidet zu haben, aber in den furchtbaren Umwälzungen, welchen nur der — näher mit der Ewigkeit verwandte Granit zu widerstehen vermochte, größtentheils in Trümmern umhergestreut worden zu seyn. Die Hauptmotive dieser Zerstörung reichen namentlich auf dem Alpenwalle in Süden von den höchsten Höhen bis tief in den Thalgrund hinab; es sind die 12 bis 13 größeren und kleineren Gletscher auf der nördlichen Seite des Montblanc, wovon wir einen Theil von Col de Palme aus überschauen. Auch auf der südlichen Seite zählt man deren 10, und so ist es ringsum in einer Ausdehnung von mehreren Meilen mit einer glänzenden Verschanzung von Eis umschlossen, das, obenauf von den ungeheuersten Massen Firnenschnees überthürmt und diesem Bergcolosse vor Allen seines Gleichen in Europa den Namen des „weißen Berges“, per eminentiam, verdienend, sowohl durch seine thalabwärtschiebende ungeheure Gewalt, als auch durch die ihm entströmende Masse des leichtbeweglichen zerstörenden Elements das Princip der furchtbarsten Erdumwälzungen werden mußte.

Nirgend anderswo drängt sich eine solche Anzahl der colossalsten Gletscher, einer an dem anderen, so tief auf den Thalgrund herab, daß man, fast ohne zu klettern, unmittelbar aus dem Flußbette, aus den Feldern und aus den Häusern auf die Eismassen hinübertritt und kaum begreifen kann, wie sich die Bewohner bei dem Gedanken an deren Fortrücken dem Gefühle auch nur einer vorübergehenden flüchtigen Sicherheit überlassen mögen. Nur bei den Grindelwaldgletschern habe ich, freilich nicht in so erdrückender Colossalität, ein ähnliches Herabragen der starren Eis- und Gletscherwelt in die lebendigen, bewohnten und bebauten Regionen der Tiefe gefunden.

Die Mittelgelände sind da, wo die bis an die Thalsohle hinabreichenden Gletscher keine Unterbrechung bilden, mit schwarzgrünen Lärchen-, Tannen- und Zirbelwäldern umgürtet, welche, mit den blendendweißen Schnee- und vielfarbigen Eismassen zwischen und über ihnen seltsam contrastirend, der Hochgebirgslandschaft einen überaus düsteren Character verleihen. — Den originellsten Eindruck machen jedoch die Zinnen dieser Riesenwälle; sie laufen nicht in Gipfel oder Thürme, sondern größtentheils in die abenteuerlichst geformten Zähne und Stacheln aus, welche Nadeln,

aiguilles genannt werden, und, völlig unersteiglich, nicht selten eine ungeheure Höhe haben, z. B. die mitunter über 12000 Fuß Meereshöhe messenden aiguilles vertes, du Dru, du Midi et d'Argentiére. Die Entstehung dieser Nadeln findet ihre Erklärung in der hier vorherrschenden Steinart, deren Wände fast ganz perpendicular in der Erde einschließen; wittert eine derselben bei den hier herrschenden ungeheuren elementarischen Einflüssen vor der anderen aus, so bleibt die Letztere als Zahn, Zacke oder Stachel (welche Benennung ich weit bezeichnender, als Nadel finde) stehen — eine Gestalt, welche ich nirgends anders in den Alpen gefunden, welche auch meinem Gefühle ganz unnatürlich vorkam und dabei — da sie die Vorstellung von einem früher bestandenen noch größeren Ganzen erweckt, mir die Großartigkeit der Landschaft beinahe etwas herabdrückte, welcher Eindruck jedoch durch den erschütternden Eindruck des Montblanc mehr als hinreichend wieder ausgeglichen wurde.

So erschien mir aus der Vogelperspective des Col de Balme das Chamounithal, bei welchem man sich unwillkürlich an chamois, Gemse erinnert. Sollte es nicht daher seinen Namen haben? eine natürliche Vermuthung, die ich jedoch zu meiner Verwunderung nirgends ausgesprochen fand.

5.

Wanderung bis Le Prieuré — Polemik gegen Goethe.

Eben so beschwerlich, wie die nördliche, fanden wir auch die südliche Seite des Col de Balme, auf welcher wir gegen Chamouni steil abwärts kletterten. Anfänglich geht es über sehr abhängige und von den hier häufigen Regen glatte und schlüpfrige Wiesen, später auf rauhem zerklüftetem Bergpfade neben manchem schwindelerregenden Abgrunde vorbei.

Hier verunglückte einst ein junger Mann, Escher vom Berg, als er im Abblicke des Chamounithals zu seinen Füßen verloren, zu unvorsichtig gegen den steilen Abhang hinaustrat; das Gestein wich unter seinen Füßen und er stürzte, zerrissen und zerschmettert in eine ungeheure Tiefe hinab — ein warnendes Beispiel für seine Nachfolger.

Unfern von unserm Standpunkte entspringt die Arve, neben welcher man, — an den Alpenhütten von Col de Balme und Charmillon vorüber, in einer Stunde zum obersten Dorfe des Thales, Le Tour, herabsteigt.

Dasselbe ist noch sehr hoch und rauh gelegen; die Temperatur ist auffallend kälter, als in den tieferen Ortschaften, und noch im März fand hier Saussure den Schnee 12 Fuß hoch angehäuft, während er in le Prieuré nur 1½ Fuß hoch lag. Auf den Anhöhen, welche von drei Seiten dieses Gebirgsdörfchen umgeben, findet man schöne Weiden, doch kommt daselbst wegen des scharfen Windes kein Baum fort. Zur Linken senkt sich der mächtige gleichnamige Gletscher von der bereits der Montblancette angehörigen aiguille d'Argentiére bis tief gegen den Thalboden herab, welcher, zu erfreulichem Contraste gegen die starre Eismwelt, von den fleißigen Bewohnern mit Hafer-, Gersten- und Weinäckern cultivirt ist.

Dieser Gletscher hat ein besonders freundliches, man möchte sagen, sanftmüthiges Ansehen; er hat — wie aus Achtung vor der Betribsamkeit der Menschen — nur wenig Erd- und Steingerölle vor sich her aufgewühlt, und seine Eismassen sind von dem reinsten, blendendsten Colorit, das durch seine grüne Umrandung noch mehr herausgehoben wird.

Die Aiguille d'Argentiére, von welcher sich der Gletscher herabsenkt, hat eine merkwürdige Stellung inmitten mehrerer Gletscher, aus welchen sie — wohl durchaus unersteiglich und unnahbar, gleich dem ihr an Gestalt, Lage und Höhe überaus ähnlichen Wetterhorn im Berner Oberlande hervorragt. Die Gebirgsnebel hatten sich indessen zu unfreundlichen Regenwolken verdichtet, die sich nun ziemlich unsanft über uns ergossen.

(Fortsetzung folgt.)

Demuth sey Euer Gewand*)!

(1 Petr. 5, 5.)

Sa, in der Demuth heiligem Gewande
 Laßt, Brüder, uns durch's Pilgerleben zieh'n;
 Denn, wo der Mensch, der Gottes Rathschluß kannte?
 Wer mag dem Allgewaltigen entflieh'n?
 Wer wagt's, ihm gegenüber sich zu stellen,
 Der da gebeut dem Sturme, Wind und Wellen? — —

Hinan zu Dir, Allvater in dem Himmel,
 Erhebe kindlichfromm sich unser Herz;
 Hinan zu Dir vom niedern Erdgewimmel,
 In süßer Freude, wie in herbem Schmerz!
 Woll Demuth woll'n wir Deine Hand erfassen,
 Und nie von Dir, dem treu'sten Führer, lassen!

Robert Köhler.

*) Nach Anhörung der ausgezeichneten, von Sr. Hochwürden, dem Herrn Hofprediger Emil Heine am 31. December 1842 in der katholischen Hofkirche zu Dresden gehaltenen Jahreschluß-Predigt.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Berlin.

(Fortsetzung.)

O glückliche Zeit, goldenes Zeitalter der Wahrheit, wann wirst Du erscheinen! Du süße Zeit, wenn kein dreister Recensent mehr die abgewelkte Pasta zum Himmel erheben, die verblühte Schoberlechner zum Idol machen, den ausgefungenen Rubini vergöttern darf! Du benedite Zeit der Wahrheit, wann wirst Du erscheinen!

Schon spukt sie, diese benedite Zeit! Hat doch Mad. Schoberlechner, obwohl Kellstab von ihr sagte, sie sey die Königin aller Sängern, und er sey, da er sie gehört, in Verzückung gerathen, weil ihre Intonation nicht nur rein sey, sondern noch einen Duff über die Reinheit hinaus (sic) habe, — doch, sage ich, hat sie der Stimme der Wahrheit weichen müssen, denn ihre ganze Thätigkeit beschränkte sich auf drei oder vier Opernrollen, dann trat sie ab vom Schauspiel, um nie wieder zu erscheinen, denn das Publicum verschmähte ihren Duff. Ihre Stimme mochte für die lobpreisenden Recensenten goldenen Klang haben, — für das Publicum hatte sie keinen. Sie war eine ausgefungene Sängerin, eine Amati-Geige ohne Saiten, für den Kenner ein Kleinod, für das Ohr ein geborstener Topf. Alles an ihr war vortrefflich: Schule, Ausbildung, Reihfertigkeit; aber Eins fehlte ihr, und in diesem Einen zehnmal Alles: die Stimme. — Und dennoch hätte ich gewünscht, das Publicum möchte um seiner selbst willen die Schoberlechner mit mehr Rücksicht aufgenommen haben als es gethan hat, denn es hat einige Zeit früher der Pasta ungeheuere Triumphe bereitet, und doch hatte die Pasta noch viel weniger Stimme als die Schoberlechner, ja was noch schlimmer ist, — ihr rauher, heiserer, dumpfer Stimmhall beleidigte das Ohr. Und doch war das Publicum enthusiastisch, weil es sich schämte, von einer Sängerin, welche Weltruhm hat, nicht enthusiastisch zu werden. Zum T...! es hätte sich schämen sollen, sich dupiren zu lassen; da es das aber einmal gethan, so hätte es die Miene der Kennerchaft beibehalten und die Schoberlechner aufnehmen müssen, wie es Kennern ziemt. — Aber es giebt leider Dinge, in welchen wir Deutsche unverbesserlich sind. So z. B. macht man auf unseren hochverdienten, noch immer ausgezeichneten und jedenfalls höchst nützlichen Bader Caricaturen, während man dem ausgefungenen Rubini zujachtet wie einem Gott, ihm, der es, so lange er groß war, nicht der Mühe werth hielt, zu uns zu kommen, und der nicht fürchtet, jetzt zu kommen, weil er gewiß ist, daß die guten Berliner schon noch über ihn außer sich gerathen werden, weil die feinen Pariser ehedem ihn bewundert haben. Ich schäme mich. —

Fräulein Marx von Dresden — aus Dresden kommt uns immer Gutes — ist mit lauter Freude willkommen geheißen, und ihre Acquisition wird wie ein Triumph gefeiert, — und ich zweifle nicht, mit vollem Recht. Ich kann kaum sagen, daß ich sie gehört habe; denn wie sehr ich mich auch in den Aufführungen des Cortez mit Gefahr meines Lebens im Parterre resignirte, ich konnte es doch nicht aushalten, und hatte Fräulein Marx kaum einige Tacte gehört, als ich halb ohnmächtig den überfüllten Raum verlassen mußte. Das geht mir leider oft so, und andere Pläge sind selbst für Geld schwer zu bekommen. Auch im „Don Juan“ und im Döhler'schen Concerte hörte ich Fräulein Marx, durch Krankheit verhindert, nicht, und muß mir daher den Bericht über sie vorbehalten. Den sehr berühmten Pianisten Döhler, der mehrere Concerte allein

und einige in Verbindung mit List gab, habe ich — pater peccavi — auch nicht gehört, weil ich es bis zum letzten Concerte aufgeschoben hatte, dann aber, wie erwähnt, krankheits halber nicht hingehen konnte. — Herr List hat uns diesmal bald und ziemlich plötzlich verlassen, nachdem die Abgötterei einige neue krampfhaftige Versuche gemacht hatte, sich wieder geltend zu machen. Wir sind jedoch glücklicherweise mit einem blauen Auge davon gekommen. Er hat uns zum Ersatz seinen Reifgenossen Rubini zurückgelassen, an welchem der Enthusiasmus sein Muthchen wohl fühlen wird.

Das feurige Theaterleben der letzten Monate hat jetzt eine fühlbare Unterbrechung erlitten, weil Fräulein Fanny Elfler durch den Tod ihres Vaters verhindert ist, ihre Gastrollen fortzusetzen. Dieser liebenswürdigen und ausgezeichneten Tänzerin gegenüber hat sich das Publicum sehr vernünftig benommen, was mich freut. Es hat dem Werth von Fanny Elfler's Kunstleistungen Gerechtigkeit wiederfahren lassen, es hat die Künstlerin selbst mit ehrender Anerkennung, mit freudiger Wärme behandelt, aber es ist niemals in jene aberwitzigen Exaltationen verfallen, die das Individuum, wie die Masse lächerlich machen. Deshalb haben auch Neid und Mißgunst nicht Fuß fassen können. Zwar sind zwei Caricaturen auf die Elfler erschienen, doch haben diese weder Beifall gefunden, noch vermochten sie etwas Anderes zu Tage zu bringen, als den Verdruß, daß die Künstlerin so gut bezahlt werde. Es gehört jedoch eine große Dummheit dazu, sich über 300 Thaler zu ärgern, welche eine gefeierte Künstlerin für eine Darstellung erhält, wenn sie der Theaterkasse das Dreifache einbringt und dem Publicum einen herrlichen und ersehnten Kunstgenuß gewährt. — Um unser Ballet ist mir nicht bange, und um die Oper — seit die Marx hier ist — auch nicht; wohl aber um das recitirende Drama. Sowohl das vorhandene Repertoire als die Erweiterung desselben leiden leider außerordentlich durch Seidelmann's fortdauernde Krankheit. Dieser Mime — Sie wissen, daß ich in das unbedingte und vergötternde Lob, das ihm ertheilt wird, nicht einstimme — ist in seiner Stellung eine der Hauptstützen unserer Bühne, und seine Inactivität bringt uns nicht bloß um den Genuß, ihn zu sehen, sondern auch um den, das Gute überhaupt zu sehen. Es ist nun schon das dritte Mal, daß er nach ein- oder zweimaligem Spielen wieder in seine Krankheit zurückfällt. Wir bleiben dadurch in einem beständigen Provisorium, dem unbehaglichsten Zustande, den es giebt. — Wächte Gott dem wackern Künstler recht bald eine dauernde Gesundheit wiederschicken!

Unser weibliches Bühnenpersonal wird zu Ostern durch den Wiederantritt des Fräuleins Clara Stich vervollständigt; doch bleibt dann noch immer eine Lücke für das Fach der ersten Liebhaberin, so weit Fräulein v. Hagn daselbe nicht umfaßt und es früherhin von Fräulein Bertha Stich ausgefüllt ward. Clara Stich genügt oder paßt vielmehr für dieses Fach nicht, und sollte man das geglaubt haben, so würde das ein nachhaltiger, verdrießlicher Irrthum seyn. Ich kenne nur drei Schauspielerinnen — es mag jedoch mehr geben — die für dieß Fach passen: Fräulein M. Beyer, Madam Glasbrenner und Fräulein Bertha Stich. Eine dieser drei, oder eine für sie, müssen wir nothwendig noch haben. Gegenwärtig gastirt hier Fräulein Anna Löwe aus Breslau, eine recht brave Künstlerin, die jedoch ein allzuweiches, rasselndes Organ — ganz wie Fräulein Denker — hat und deshalb nicht besonders anspricht.

(Fortsetzung folgt.)